

Das Mittelalter zwischen Kontinuität und Alterität

Von der Präsenz einer fernen (staufischen) Epoche in der Gegenwart¹

von

Thomas Martin Buck

Das Mittelalter „boomt“ – so hieß es landauf landab in den 1980er Jahren. Heute – nach fast 40 Jahren – müsste man, um dem veränderten Zeitgeist gerechter zu werden, wohl anders und präziser formulieren. Denn der „Boom“ hat sich nachhaltig verändert, – qualitativ und quantitativ. Er macht sich auch nicht mehr an einzelnen literarischen Darstellungen wie etwa Umberto Ecos „Name der Rose“ fest, sondern ist geradezu ubiquitär geworden.

Man sagt deshalb nichts Falsches, wenn man betont: Der Mittelalterboom hat sich in den letzten Jahrzehnten ausdifferenziert. Er ist, ohne dass wir ihn noch so nennen, gewissermaßen in der Mitte der Gesellschaft angekommen. Er hat die Akademien, Hörsäle und Klassenzimmer verlassen und ist integraler Bestandteil der Öffentlichkeit geworden.

Das bringt der moderne Begriff „public history“ zum Ausdruck. Geschichte hat in den letzten Jahren immer mehr an öffentlicher Aufmerksamkeit und gesellschaftlicher Bedeutung gewonnen. Man spricht von Geschichts- oder Erinnerungskultur. Die Vergangenheit wird nicht mehr nur rekonstruiert, sondern nachgespielt, simuliert und inszeniert. Die modernen Fachbegriffe hierfür lauten „living history“, „life action role play“ (LARP) oder „reenactment“.

Die Konjunktur von Geschichte in der Öffentlichkeit

Damit sind wir bei unserem Thema angelangt: der Konjunktur von Geschichte in der Öffentlichkeit. Denn das Mittelalter und seine Inszenierung spielen in diesem Zusammenhang eine zentrale, ja, man möchte fast sagen: prototypische Rolle. Fangen wir also an. Es geht um das Mittelalter, insbesondere um das staufische Mittelalter, und seine Präsenz in der Gegenwart. Die Wirkung der Epoche ist ambivalent. Sie übt nach wie vor eine hohe Anziehungskraft aus. Gleichzeitig ist aber auch keine Epoche mehr funktionalisiert, instrumentalisiert und popularisiert worden als das Mittelalter.

Der begrifflichen Klarheit halber müssen wir deshalb gleich zu Anfang eine wichtige Unterscheidung treffen, und zwar zwischen einem Mittelalter, das es wirklich

¹ Dem Text liegt ein Vortrag zugrunde, der am 30. Juni 2018 in der Stiftskirche in Faurndau (Göppingen) zum 50-Jahr-Jubiläum der „Gesellschaft für staufische Geschichte“ auf Einladung von Professor Dr. Knut Görich, dem Präsidenten der Gesellschaft, gehalten wurde.

einmal gab, und einem Mittelalter, das nur in unseren Vorstellungen existiert, also eine Projektion und zu großen Teilen fiktiv ist. Das eine ist das historische, d.h. das quellenmäßig belegte, das andere das vorgestellte Mittelalter. Beide sind nicht zu verwechseln.

Der Luzerner Historiker Valentin Groebner hat deshalb 2008 von einem Primär- und Sekundärmittelalter gesprochen. Wir halten jedenfalls fest: Nicht jeder, der Mittelalter „sagt“, „meint“ auch Mittelalter, also die historische Epoche, die wir chronologisch zwischen den Jahren 500 und 1500 verorten.

In dem süddeutschen Mittelalterthemenpark „Campus Galli“ in der Nähe von Meßkirch soll das Mittelalter beispielsweise „hautnah“ erlebbar sein. Das ist ein hoher Anspruch, der erkenntnistheoretisch nicht einzulösen ist. Das wissen wir alle. Eine Zeitreise zurück ins Mittelalter ist unmöglich. Wir können die Gegenwart nie verlassen. Solche Angebote sagen insofern weniger über das Mittelalter als über die zeitgenössischen Bedürfnisse unserer Gesellschaft aus.

Das heißt: Der Mittelalter-Boom hat uns das Mittelalter zwar durchaus nahe gebracht, er hat es uns aber auch fern und fremd werden lassen. Das wird etwa deutlich, wenn der Bochumer Mediävist Gerhard Lubich 2010 in einer Einführung in die mittelalterliche Geschichte schreibt, es sei davon auszugehen, dass der moderne Geschichtsstudent „praktisch nichts über das Mittelalter weiß“. Wir haben es also mit einer paradoxen Situation zu tun: je näher uns das Mittelalter rückt, umso ferner wird es uns.

Gegenwärtiges Nachdenken über Vergangenes

Und damit bin ich auch schon bei dem Grundproblem angekommen, über das ich hier in diesem feierlichen Rahmen gerne sprechen möchte. Denn es geht mitnichten darum, die Popularisierung des Mittelalters in der öffentlichen Geschichtskultur zu verdammen und zu verurteilen. Weit gefehlt. Denn sie ist für unser Fach Chance und Herausforderung zugleich. Wir müssen allerdings einen Weg finden – und das ist das Problem –, wie man beide Pole, die moderne Gegenwart und die vormoderne Vergangenheit, so zusammenbringt, dass beide zu ihrem Recht kommen.

Die Lösung des Problems ist allerdings nicht so schwierig, wie man vielleicht denken könnte. Sie hat mit dem Wesen historischer Erkenntnis zu tun. Diese oszilliert nämlich immer zwischen zwei Zeitpolen, der Gegenwart und der Vergangenheit. Jede historische Erkenntnis enthält Gegenwarts- und Vergangenheitsanteile.

Der Gießener Geschichtsdidaktiker Klaus Bergmann hat diesen Zusammenhang einmal unnachahmlich einfach formuliert, indem er sagte: Geschichte sei „gegenwärtiges Nachdenken über Vergangenes“. Wenn wir uns hier und heute also mit den Staufern beschäftigen, tun wir im Grunde nichts anderes: Wir denken in unserer Gegenwart über die staufische Vergangenheit nach. Unser Erkenntnisziel ist die Ver-

gangenheit, der Ausgangspunkt unseres Fragens und Nachdenkens aber ist die Gegenwart.

Der Clou der Geschichte ist: Was sich durch unser Nachdenken ändert, ist nicht die Vergangenheit, sind nicht die *res gestae*. Denn die bleiben sich gleich. Was sich ändert, ist die Deutung der Vergangenheit aus der Perspektive der Gegenwart, die *historia rerum gestarum*. Ich nenne ein Beispiel: Über die Staufer und ihr Werk wird bis heute an unterschiedlichen Orten intensiv geforscht und nachgedacht, obwohl ihre Geschichte abgeschlossen ist und nicht wieder kommt. Man könnte sich nun fragen, was das soll und warum wir das tun.

Wir tun es jedenfalls nicht, weil wir die Epoche durch unsere Forschung nachträglich verändern könnten. Sie liegt abgeschlossen vor uns. Was wir aber leisten können – und hier liegt die Pointe der Geschichte –, ist, sie in der Auseinandersetzung mit ihren Hinterlassenschaften immer besser, tiefer und angemessener zu verstehen. Das ist aber genau der Punkt, um den es geht.

Ich nenne, um das Problem zu verdeutlichen, nur zwei ausgewählte Beispiele: Ein historisches Artefakt wie das im Prämonstratenserstift Cappenberg in Westfalen verwahrte, aus der Mitte des 12. Jahrhunderts stammende Kopfreliquiar ist zunächst einmal nur ein mittelalterlicher Sachüberrest. Wenn wir den Kopf aber mit Barbarossa identifizieren, wie dies erstmals 1886 geschehen ist, vermischen wir die Zeit- und Deutungsebenen. Wir tragen gegenwärtige Bedürfnisse in die Vergangenheit hinein. Die Omnipräsenz des Bildes „lässt gar nicht mehr erkennen, wie fraglich die Identifizierung mit dem Stauferkaiser tatsächlich ist“. Darauf hat Knut Görich 2015 hingewiesen.

Dasselbe gilt für den Epochenbegriff „Mittelalter“. Auch er ist ein Relikt aus der Frühzeit historischen Denkens, allerdings kein Sach-, sondern ein begriffsgeschichtlicher „Überrest“. Wir alle verwenden bis heute den Begriff, ohne viel über seine problematische Genese nachzudenken. Er sollte zwar eine vergangene Zeit terminologisch beschreiben, geht aber, indem er die Zeit nicht nur beschreibt, sondern auch deutet, wertet und konnotiert, weit über eine bloße Beschreibung hinaus.

Differenziertes Reden über das Mittelalter

Der langen Rede kurzer Sinn: Es macht beim Reden über das Mittelalter durchaus Sinn, so differenziert wie möglich vorzugehen. Das heißt: Es gibt eine durch Quellen belegte Faktenebene und es gibt eine über die Quellen hinausgehende imaginative Deutungs- und Vorstellungsebene. Wir sollten deshalb immer genau angeben, was wir meinen, wenn wir „Mittelalter“ sagen.

Denn mit dem Mittelalterbegriff bewegen wir uns definitiv nicht mehr auf der Ebene der Fakten, sondern auf der Ebene der Deutung von Fakten. Der Makrobegriff transportiert nicht nur eine Epochenbezeichnung, sondern zugleich auch ein be-

stimmtes Mittelalterbild. Das heißt nicht, dass die Geschichte der modernen Mittelalterwahrnehmung, wie sie in der frühen Neuzeit entsteht, unwichtig wäre. Im Gegenteil, sie ist für die Genese unserer Disziplin sogar konstitutiv, aber diese Geschichte belehrt uns nicht über das Mittelalter, jedenfalls nicht über das historische, sondern über die nachmittelalterliche Wahrnehmung bzw. Rezeption des Mittelalters.

Wie wichtig dieser Aspekt ist, wird deutlich, wenn man sich klar macht, dass es ohne Nachwirkung, ohne Rezeption, gar keine Geschichte – auch die mittelalterliche – nicht gäbe. Insofern ist alle Geschichte auf irgendeine Weise Rezeptionsgeschichte. Eine Vergangenheit, die in der Gegenwart nicht mehr vorhanden ist, also nicht mehr nachwirkt, kann auch nicht erforscht und erkannt werden.

Die Rezeptionsgeschichte fragt also nicht primär danach, wie eine Vergangenheit tatsächlich war, sondern wie und warum sie rezipiert, aufgenommen, transformiert und weitergegeben wurde. Dass im 19. Jahrhundert Kaiser Wilhelm I. und Friedrich Barbarossa etwa in der salischen Kaiserpfalz in Goslar oder im Kaiser-Wilhelm-Nationaldenkmal auf dem Kyffhäuser – parallelisiert wurden, ist ein solches rezeptionsgeschichtliches Detail, das historisch wenig triftig, aber politisch hochbedeutsam war, weil durch die aktualisierende Vereinnahmung des Mittelalters staatliche Mythenaneignung betrieben wurde.

Kurz: Rezeptionsgeschichtliche Analysen dienen weniger der Erkenntnis der Vergangenheit, sondern der Gegenwart, die die Rezeption veranlasst. Die Analyse von Mittelalterbildern führt also nicht in jedem Fall „zurück“ ins Mittelalter. Es steht beispielsweise fest, dass der Mythos vom Kaiser, „der im Berg schläft“, weniger mit dem Mittelalter als mit der jüngeren deutschen Geschichte zu tun hat.

Die Mythographie ist deshalb neben der Historiographie ein wichtiges Element moderner historischer Forschung, erkennt man doch im Umgang mit Mythen – und die schwäbische Dynastie der Staufer ist dafür ein schönes Beispiel – dass Geschichte zwar vergangen, aber (noch) nicht vorbei ist, also immer noch nachwirkt. Friedrich Barbarossa mag, wie Knut Görich treffend formuliert hat, ein „erkalteter“ Erinnerungsort sein, aber er ist doch immer noch ein Erinnerungsort, d.h. er ist Teil unseres kollektiven Gedächtnisses, auch wenn die staufischen Könige und Kaiser ihre politisch-gesellschaftliche Relevanz längst eingebüßt haben.

Die Rezeption des Mittelalters

Damit sind wir wieder bei unserem Ausgangspunkt, dem Mittelalterboom, angelangt. Denn auch der Mittelalterboom ist selbstverständlich ein wirkungs- oder rezeptionsgeschichtliches Phänomen. Er bedient sich des Mittelalters zu Gegenwartszwecken. Nicht die Vergangenheit, sondern die Gegenwart steht im Fokus. Im Extremfall löst sich die Rezeption vollständig von ihrem historischen Ursprung ab und verselbst-

ständig sich. Sehr schön kann man dies an der Kyffhäusersage sehen, die sich erstmals zu Beginn des 16. Jahrhunderts nachweisen lässt.

Die historischen Staufer hätten sich vermutlich gewundert, wenn sie hätten erkennen müssen, wofür sie in der Nachstauferzeit alles haben herhalten müssen. Die berühmte Stuttgarter Stauferausstellung des Jahres 1977 hat diese Erkenntnis erstmals auch wissenschaftlich dokumentiert. Nach Martin Große Burlage, der alle relevanten großen historischen Ausstellungen zwischen 1960 und 2000 untersucht hat, hatte die Stuttgarter Ausstellung sogar Zäsurcharakter.

Warum? Sicher nicht nur deshalb, weil sie so viele Besucher angezogen hat und weil so viele Kataloge verkauft wurden. Der Grund für den großen Zulauf, den die Ausstellung fand, ist gewiss auch nicht darin zu suchen, dass die Geschichte der Staufer nach der Katastrophe des Zweiten Weltkrieges jetzt erstmals ohne national-heroisches Pathos historisch korrekt erzählt worden wäre. Das war gewiss auch der Fall, doch das Neue lag auf einer anderen Ebene. Denn die Geschichte der Staufer ist schon zuvor vielfach erzählt, untersucht und erforscht worden.

Ich erinnere hier nur an ältere Geschichtsschreiber wie etwa Friedrich von Raumer oder Wilhelm von Giesebrecht. Sie haben mit ihren Werken nicht unwesentlich zu der lange Zeit gültigen „Meistererzählung“ beigetragen, in der die Geschichte der Staufer Vorgeschichte eines deutschen Nationalstaats war. 1945 war diese „Meistererzählung“ definitiv an ihr Ende gekommen. Die neuere Stauferforschung hat bewusst neue und andere Akzente gesetzt.

Das macht beispielhaft das kleine, aber konzise Büchlein von Knut Görich mit dem Titel „Die Staufer. Herrscher und Reich“ aus dem Jahr 2006 deutlich. Denn der Autor beginnt die Geschichte der Staufer nicht chronologisch mit dem Anfang, sondern mit dem Ende. Das Buch ist retrospektiv angelegt. Die Gegenwart, nicht die Vergangenheit ist der Ausgangspunkt. Die Geschichte der Staufer wird bewusst und aus gutem Grund vom Ende her erzählt.

Wer weiß, wie wichtig die ersten Sätze von literarischen und wissenschaftlichen Werken sind, muss, wenn er Görichs ersten Satz in der genannten Darstellung liest, zunächst einmal schlucken. Denn es heißt dort ganz nüchtern und lapidar: „Die Staufer sind für Staat und Politik in Deutschland mittlerweile ohne Bedeutung“. Die Bedeutung dieses Satzes wird erst klar, wenn man sich bewusst macht, dass dieser Satz von einem Historiker stammt, der sich aufmacht, die Geschichte der Staufer einer historisch interessierten Leserschaft im 21. Jahrhundert neu zu erzählen. Es ist unnötig zu betonen, dass Historiker des 19. und des frühen 20. Jahrhunderts ein Werk über die Staufer gewiss noch ganz anders begonnen hätten.

Das Signal, das von diesem ersten Satz ausgeht, ist jedoch unmissverständlich. Er macht deutlich, dass hier eine Geschichte erzählt wird, die anders erzählt werden muss, wenn sie richtig erzählt werden will. Es geht jedenfalls nicht mehr ohne wis-

senschafts- und forschungsgeschichtliche Reflexion. Wichtig ist deshalb Görichs zweiter, nicht minder lapidarer Satz, der auf den ersten folgt: „Das war nicht immer so“.

Wenn ich dieses Proömium richtig lese, so handelt es sich um eine Geschichte, die nicht nur erzählt wird, sondern dieses Erzählen zugleich auch problematisiert und historisch reflektiert. Damit wird mitgeteilt: Wer heute die Geschichte der Staufer erzählt, darf es nicht beim bloßen Erzählen belassen. Die Geschichte der Staufer lässt sich von der Geschichte ihrer nachträglichen Deutung und Missdeutung nicht mehr trennen. Beides gehört zusammen. Das aber heißt: Die Nachgeschichte ist mindestens ebenso wichtig wie die eigentliche Geschichte.

Die Staufer und die Nachwelt

Das Neue und Innovative, um damit endlich auf die epochemachende Bedeutung der Stauferausstellung im Sommer des Jahres 1977 zurückzukommen, war mithin, dass diese gerade formulierte Erkenntnis auf der Ebene der Ausstellungskonzeption in Stuttgart erstmals reflektiert und auch konzeptionell umgesetzt wurde, – und zwar von dem Konstanzer Mediävisten Arno Borst, der für diese Sektion zuständig war und mit seinen „Reden über die Staufer“ weit über die Region hinaus wirkte.

Die „Staufer und die Nachwelt“, wie die rezeptionsgeschichtlich ausgerichtete Sektion seinerzeit hieß, war zwar nicht im Alten Schloss, sondern im Kunstgebäude am Schlossplatz, untergebracht, sie war aber gleichwohl selbstverständlicher Teil der Ausstellung; sie sollte die Brücke über die Zeiten schlagen, also die staufische Vergangenheit gewissermaßen an die aktuelle Gegenwart zurückbinden, um die nach wie vor vorhandene Relevanz der Epoche zu unterstreichen.

Damit manifestierte sich schon auf der Ebene der Ausstellungsarchitektur eine Erkenntnis, die ein zentraler Bestandteil moderner Geschichtsvermittlung ist: Geschichte kann, wenn sie eine „lebendige“ Angelegenheit sein soll, nicht ohne Bezug zur Gegenwart erforscht, dargestellt und vermittelt werden.

Der Gegenwartsbezug ist eine notwendige Bedingung historischer Erkenntnis. Die Beschäftigung mit Geschichte muss einen Sinn ergeben, d.h. sie muss etwas mit uns und unserem Leben zu tun haben. Dieser Bezug war 1977 durch einen konkreten politischen Anlass gegeben. Denn der Grund, die Ausstellung durchzuführen, war, wie Sie alle wissen, das 25jährige Bestehen des Landes Baden-Württemberg.

Die Ausstellung hatte also durchaus auch einen politisch-legitimatorischen Hintergrund. Das ist, wenn es offen gelegt wird, aber keinesfalls verwerflich. Geschichte soll ja zur Orientierung in der Gegenwart beitragen. Es reicht also nicht aus, die Geschichte einer Epoche, hier der Stauferzeit, auf der Ebene der Quellen, der Fakten und Ereignisse korrekt, sauber und vollständig nachzuzeichnen. Es muss auch klar werden, warum und zu welchem Zweck man das tut.

Es bedarf eines Gegenwartsbezuges, eines Grundes, eines Motivs, sich mit einer fernen Vergangenheit, wie es die Staufer 1977 zweifellos waren, zu beschäftigen. Würde man Geschichte gewissermaßen „absolut“ (*absolvere*), also losgelöst von der Gegenwart und ihren Interessen betreiben, wäre das, was man hervorbrächte – ich übertreibe jetzt einmal bewusst – „totes Wissen“, weil es nichts mit uns und unserer Gegenwart zu tun hätte.

Natürlich bezieht sich Geschichte primär auf Vergangenheit, aber sie wird „lebendig“ und „bedeutsam“ erst, wenn man einen Bezug zur Gegenwart herstellt. Beide Aspekte – den Vergangenheits- und den Gegenwartsbezug – hat die Stauferausstellung erstmals überzeugend vor Augen gestellt und damit die Entwicklung reflektierten Geschichtsbewusstseins im Blick auf die Staufer und ihre Geschichte gefördert.

Die Kenntnis der Daten und Fakten ist also wichtig. Aber die Fakten allein sind noch keine Geschichte. „Das wahre Faktum steht nicht in den Quellen. Man braucht einen höheren Gesichtspunkt als das Kritisieren der Quellen, und die Richtigkeit der zu erzählenden Fakta ist stets prekär“, schrieb Johann Gustav Droysen 1837. Eine Geschichte im Sinne eines sinnstiftenden Narrativs entsteht erst, wenn wir die Fakten zu einer triftigen Erzählung verbinden.

Gegenwart und mittelalterliche Vergangenheit

Die grundsätzliche Frage, die ich hier in diesem Rahmen stellen möchte, lautet also: Wie können wir im Ausgang von der Gegenwart Vergangenheit so erkennen, dass wir die Gewähr haben, dass das, was wir erkennen, tatsächlich die Vergangenheit ist oder ihr zumindest nahekommt? Auf die staufische Geschichte übertragen, heißt dies: Wie bringen wir die beiden Zeithorizonte so zusammen, dass wir die Geschichte der Staufer zwar in unserer Gegenwart präsent und aktuell halten, sie also bewahren, erinnern und tradieren, ohne diese aber unangemessen zu popularisieren, zu monumentalisieren, zu instrumentalisieren oder gar zu verfälschen?

Die Antwort ist einfach: Wir sollten mit der Gegenwart anfangen, aber nicht mit der Gegenwart aufhören. Was soll das heißen? Es heißt: Die nachmittelalterliche Wirkungsgeschichte der Staufer ist wichtig, weil sie zeigt, dass ihre Geschichte bis in die Gegenwart relevant geblieben ist. Aber sie enthebt uns nicht der Aufgabe, auch die mittelalterliche staufische Vergangenheit jenseits ihrer Wirkung zu kennen und zu erforschen.

Die Rezeptionsgeschichte kann mithin nur der Anfangs- und nicht der Endpunkt der Auseinandersetzung mit der mittelalterlichen Vergangenheit sein. Sie macht das Mittelalter aktuell. Sie stellt einen Bezug zur Gegenwart her. Aber sie hat auch einen Nachteil: Sie reduziert die Vergangenheit nämlich auf das, was gegenwartscompatibel ist. Das gilt insbesondere für die staufische Geschichte und hier

insbesondere für Friedrich Barbarossa, der im Lauf der Zeiten – ich denke hier vor allem an das 19. Jahrhundert – idealisiert und mythisch überhöht wurde.

Erlauben Sie mir, das, was ich ausgeführt habe, noch einmal an einem konkreten Beispiel zu verdeutlichen. Die Stauer – das hat nicht zuletzt die Ausstellung des Jahres 1977 gezeigt – haben einen festen Platz im kollektiven Geschichtsbewusstsein der Deutschen, aber nicht nur der Deutschen, sondern auch Gesamteuropas. Das hat nicht nur die Stauferausstellung in Mannheim 2010 deutlich gemacht. Davon zeugen auch Stauferfeste, Stauferjahre, Stauferstraßen, Stauferreisen, Stauferkasernen, Stauferstädte und nicht zuletzt die „Gesellschaft für staufische Geschichte“, die 1968 gegründet wurde und heute ihr 50jähriges Bestehen feierlich begeht.

Die vielleicht jüngste und eindringlichste Errungenschaft der öffentlich kultivierten Staufermemoria sind die so genannten Stauferstelen. Seit dem Jahr 2000 sind bereits 34 dieser Kunstwerke in ganz Europa errichtet worden. In der Paradiesgasse in Göppingen, aber auch auf dem Hohenstaufen steht je ein Exemplar. Es handelt sich dabei um oktagonale Gedenksteine, die im Rahmen eines Projekts der Stauferfreunde an herausragenden Stauferstätten aufgestellt werden und an die staufische Vergangenheit erinnern sollen. Sie sind zu einem übernationalen Symbol gegenwärtiger Erinnerung an die Stauer geworden.

Aber wenn wir einmal die Stelen als vielleicht prominentestes und jüngstes Beispiel einer nicht abreißen staufischen Erinnerungskultur herausgreifen, so ist doch festzustellen, dass diese steinernen Monumente, so schön und anschaulich sie sind, selbstverständlich nur „Spuren“ einer fernen Vergangenheit sein können, die es realiter in unserer Gegenwart nicht mehr gibt. Anders formuliert: Die Stelen repräsentieren eine Vergangenheit, die selbst nicht mehr präsent ist.

Um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen: Die Stelen sind gut, richtig und sinnvoll. Sie bieten in unserer Gegenwart Anlass, über die staufische Vergangenheit nachzudenken. Sie sind symbolische Zeichen der Erinnerung. Aber sie sind doch nur Zeichen. Die Vergangenheit, auf die sie verweisen, ist nicht mehr präsent. Die Stele kann insofern nur Anlass, nicht Endpunkt unserer Auseinandersetzung mit der staufischen historischen Vergangenheit sein.

Kontinuität und Alterität

Was ich sagen will, ist: Die Aktualisierung und Memorialisierung von Vergangenheit ist wichtig, aber sie darf nicht in der Gegenwart stehen bleiben, sondern muss, soll sie zu einer ernsthaften historischen Auseinandersetzung mit dem Gegenstand führen, die Gegenwart zur Vergangenheit hin transzendieren. Diese grundlegende Erfahrung haben die Ausstellungsbesucher 1977 in Stuttgart gemacht. Sie sind von einer Vergangenheit affiziert worden, die fremd und konträr zu ihrer eigenen Gegenwart

stand, aber wohl gerade deshalb eine große Anziehungs- und Faszinationskraft ausübte.

Was ich damit am Ende meines Vortrags sagen will, ist: Der Blick von der aktuellen Gegenwart auf die mittelalterliche Vergangenheit kann die sachgerechte, methodisch versierte, quellenorientierte Beschäftigung mit dem Mittelalter nicht ersetzen. Das ist die „schlechte“ Nachricht. Aber sie kann – und das ist die „gute“ Nachricht – als „Eingangstor“ insofern dienen, als sie aktuelle und gegenwartsbezogene Anknüpfungspunkte für Schule, Studium und Unterricht bietet – mehr aber nicht.

Das Mittelalter als „Fernvergangenheit“ lässt sich über die Geschichts- und Erinnerungskultur allein nicht vollständig und angemessen erschließen. Wichtig ist daher, dass man den rezeptions- oder wirkungsgeschichtlichen Zugang nicht verabsolutiert. Denn – und das ist das wichtige Argument – die Rezeption bzw. die Nachwirkung lässt den Erkenntnisgegenstand immer nur im Lichte der jeweiligen Gegenwart erscheinen. Sie verkürzt und nivelliert den Blick auf die Vergangenheit. Kurz: Die Stauferrezeption ist nicht identisch mit der staufischen Geschichte.

Das heißt: Man muss die staufische Geschichte kennen, gut kennen, um ihre Nachwirkung adäquat beurteilen zu können. Mit anderen Worten: Vergangenheit war zunächst einmal Vergangenheit. Sie war singulär und besaß eine eigene von uns unabhängige Dignität. Sie war jedenfalls nicht nur dazu da, von einer späteren Gegenwart erkannt, funktionalisiert und instrumentalisiert zu werden.

Um zu verdeutlichen, was ich meine, nur ein Beispiel, das Sie alle kennen: Das idealisierte Bild, das Ernst Kantorowicz 1927 von Friedrich II. zeichnete, hat Furore gemacht, aber auch heftige Kontroversen ausgelöst. Es hatte indes mehr mit der zeitpolitischen Situation der Weimarer Republik, aus der es erwuchs, als mit dem historischen Friedrich zu tun. Das heißt für uns: Man kann zwar Geschichte nur aus der Perspektive der Gegenwart schreiben, das kann aber nicht heißen, dass Vergangenheit nur am Maßstab der Gegenwart gemessen werden darf.

Vergangenheit war immer mehr als das, was die Gegenwart aus ihr macht. Der Gegenwartsbezug ist eine notwendige, aber keine hinreichende Bedingung historischer Erkenntnis. Es muss noch ein anderes Prinzip hinzukommen, das die Wissenschaft in der Nachfolge des Konstanzer Romanisten Hans Robert Jaufé seit dem vergangenen Jahrhundert als Alteritätsprinzip diskutiert.

Das Alteritätsprinzip ist ein wissenschaftliches Prinzip, das eine spezifische Zeitdifferenzerfahrung voraussetzt. Es ist dem Historismus geschuldet, der das Eigenrecht der Vergangenheit gegenüber der Gegenwart explizit betonte. Unter den modernen Historikern hat es vor allem der Münchener Historiker Thomas Nipperdey noch einmal zu Recht stark gemacht.

Nach Nipperdey heißt historisches Begreifen deshalb, „etwas als Bestandteil seiner, und nicht: unserer Zeit, also distanziert von uns zu begreifen“. Das heißt: Wir

können Vergangenheit zwar nie anders als im Ausgang von der Gegenwart erkennen, das kann aber nicht heißen, dass wir die Vergangenheit den Gesetzen und Maßstäben unserer eigenen Gegenwart bedingungslos unterwerfen dürfen.

„Tote als Mitmenschen annehmen“

Der 2007 verstorbene Konstanzer Mediävist Arno Borst hat diesen „historischen Imperativ“, wie ich diesen Sachverhalt einmal nennen möchte, in zwei Werken sehr eindringlich und klar formuliert. Es handelt sich um die bereits genannten „Reden über die Staufer“ und die „Mönche am Bodensee“. Beide Bücher sind 1978, also im Umfeld der Stauferausstellung, erschienen. Borst spricht in beiden Werken vom Verfahren, „Tote als Mitmenschen anzunehmen“.

Das klingt für moderne Ohren zunächst einmal antiquiert, seltsam und verquer, ist aber dem historisch-anthropologischen Ansatz Borsts geschuldet, der hinter den Quellen stets auch die Menschen sah, die diese verfasst hatten. Mit diesen Menschen wollte er ins Gespräch kommen, ihnen Fragen stellen, ihnen, da sie selbst nicht mehr sprechen konnten, seine Stimme leihen. Dazu müsste man aber, wie er befand, zunächst einmal lernen zuzuhören.

Was Borst beschreibt, ist der Vorgang der Quelleninterpretation. Gemeint ist der Moment, in dem der Historiker/die Historikerin in der Bibliothek oder im Archiv über der Quelle sitzt und diese, wie man sagt, sukzessive zum Sprechen bringt. Der Prozess, das weiß jeder, der damit zu tun hat, ist diffizil und theoretisch anspruchsvoll. Aus der Deutung kann leicht eine Missdeutung werden. Oft, so Borst, müsse der Historiker daher das, was die Quellen mitteilen, ergänzen oder zuspitzen, – aber er hüte sich, wie er sagt, sie, die Quellen, „zu überschreien“.

Das von Borst verwendete Verb „überschreien“ ist in diesem Zusammenhang entscheidend. Es ist kaum noch gebräuchlich, macht hier aber doch den Unterschied und bezeichnet genau das, was im Umgang mit Vergangenheit unter keinen Umständen geschehen darf, nämlich dass wir unseren gegenwärtigen Maßstab zu dem der Vergangenheit machen, das historische Geschehen also nicht an den Handlungshorizont der Zeitgenossen zurückbinden.

Nach Borst sollen wir deshalb zunächst einmal lernen zuzuhören, „ohne dazwischenzureden“. „Zuhören“ bedeutet hier aber, das Andere, das Fremde, das mir in den Quellen entgegentritt, zunächst einmal als Fremdes wahrzunehmen und gelten zu lassen, ohne es gleich zu nivellieren und seines Eigenrechts zu berauben.

Der Grund, warum ich am Ende meines Vortrags noch einmal explizit auf Arno Borst eingehe, hat auch damit zu tun, dass er in der gerade beschriebenen Alteritätserfahrung einen Grund für den überragenden Erfolg der Stuttgarter Stauferausstellung sah. Denn die Besucherinnen und Besucher hätten, wie er selbst sagte, im Rahmen der Ausstellung gewissermaßen eine „Art Reise ins Ausland“ unternommen.

Mit diesem Erklärungsversuch hat Borst meines Erachtens einen *nervus rerum* berührt, der uns ins Zentrum dessen führt, was moderne reflektierte Geschichtsvermittlung eigentlich erreichen will, nämlich Gegenwart, der wir stets verhaftet sind, durch die Begegnung mit dem Anderen in der Geschichte zu relativieren und sie damit ihrer Absolutheit und Alternativlosigkeit zu berauben.

Das ist ein Erkenntnisprozess, der viel Zeit braucht und nicht immer auf Anhieb gelingt. Aber es ist ein Weg, den man, auch wenn er zuweilen steinig ist, gehen muss, um Vergangenheit tatsächlich als Vergangenheit zu erkennen.

Résumé

Es gibt also, wenn ich das resümierend und etwas pauschal sagen darf, heuristisch eigentlich nur zwei Zugänge zur Vergangenheit. Man kann sie mit zwei konträren, aber sich wechselseitig ergänzenden Prinzipien umschreiben. Das eine ist das Kontinuitäts-, das andere das Alteritätsprinzip. Das eine betont die Nähe und Aktualität der Vergangenheit, das andere die Ferne und Alterität der Vergangenheit.

Beide Prinzipien sind wichtig. Keines von beiden darf absolut gesetzt werden. Wer nur auf Kontinuität setzt, bleibt der Gegenwart, wer nur auf Alterität setzt, der Vergangenheit verhaftet. Erst beide Prinzipien zusammen machen meines Erachtens eine vollständige und angemessene Geschichtserkenntnis möglich.

Wer Geschichte nur am Maßstab der Gegenwart misst, erkennt an der Vergangenheit nur das, was die Gegenwart an ihr interessiert. Wir sollten deshalb, auch wenn wir Vergangenheit nur aus der Perspektive der Gegenwart erkennen können, nie vergessen, dass jede Vergangenheit mehr war als das, was von ihr historisch übrig bleibt und von uns erkannt werden kann.

Der in Überlingen am Bodensee lebende Schriftsteller Martin Walser hat an die Spitze seines 1998 geschriebenen autobiographischen Romans „Ein springender Brunnen“ einen für alle Historikerinnen und Historiker wichtigen Satz gestellt, mit dem ich schließen möchte: „Solange etwas ist, ist es nicht das, was es gewesen sein wird“.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit und wünsche Ihnen einen ebenso schönen wie festlichen Abend.

Prof. Dr. Thomas Martin Buck
Abteilung Geschichte
Institut für Politik- und Geschichtswissenschaft
Pädagogische Hochschule Freiburg
Kunzenweg 21
79117 Freiburg i.Br.
Thomas.Martin.Buck@ph-freiburg.de